

anderer Konfessionen reichlich aufgeholt. Als geschlossene Einheit dürfte sie an der Spitze aller Konfessionen stehen.

Es sei aber nicht vergessen zu betonen, daß diese herrlichen Erfolge unmöglich gewesen wären ohne die treue, opferfreudige und stille Tätigkeit unserer Schwestern und Brüder, deren Reihen notwendig der Verstärkung aus der Heimat bedürfen.

Afrika verliert sein Gesicht

Der Prozeß der Akkulturation

Von Dr. Paul Schebesta, Wien

Vorbemerkung. — Der folgende Bericht des bekannten Pygmäenforschers gibt dessen Eindrücke über die Entwicklung des dunklen Erdteils unter dem Einfluß moderner Zivilisation wieder. P. Schebesta hat seit 1912 viermal Afrika und zweimal Süd-Ost-Asien besucht und hatte so in den 12 Jahren Aufenthalt unter den Eingeborenen Asiens und Afrikas als Missionar und Kulturforscher Gelegenheit, den Akkulturationsprozeß zu beobachten. Die letzte Reise, die ihn zur Erforschung der Pygmäensprachen in die Ostprovinz in Belgisch-Kongo führte, brachte ihm den Zusammenbruch der einheimischen Kulturen Afrikas besonders zum Bewußtsein. Die von ihm gegebenen Streiflichter, die den zersetzenden Einfluß moderner Zivilisation auf die allerprimitivsten Waldneger beleuchten, lassen ahnen, wie weit die Zersetzung anderer, mehr „fortschrittlicher“ Gebiete, z. B. in Süd- und West-Afrika, gediehen ist.

Die Abhandlung will nicht eine Anklage gegen irgendeine Kolonial-Macht sein, sie erhebt allenfalls Anklage gegen unsere brutale Zivilisation als solche. Vor allem will sie die Methoden andeuten, die die Zivilisation anwendet, um ihr Ziel der Akkulturation zu erreichen, und was darunter letzten Endes zu verstehen ist.

Afrika im Kulturumbruch; dieser Eindruck drängte sich mir während meiner letzten Reise 1949/50 mächtig auf. Wenn ich meine Erfahrungen und Erlebnisse, die ich im Herzen Afrikas gewann, auf ganz Afrika übertrage, dann deswegen, weil schon seit jeher das Urwaldgebiet im Innersten des Erdteils zum rückständigsten und dunkelsten Afrikas gehörte. Wenn also schon dort solche Umwälzungen wahrzunehmen waren, wie dann erst im übrigen Kontinent? Am Ituri wohnen nämlich die primitivsten Völker, die schon immer sehr schwer zu erreichen waren. Den Umbruch im Kongo-urwald, die Zivilisationsdämmerung über dem Pygmäenland sollen die folgenden Ausführungen eines Missionarforschers beleuchten, der mit den Eingeborenen sympathisiert.

Ich gehe bei Beurteilung der sich überstürzenden Umwälzungen in Afrika nicht von irgendwelchen Phantastereien oder grotesken,

ausgefallenen Volksbräuchen der „Wilden“ im dunklen Erdteil aus, sondern vom wirklichen Afrika, wie ich es seit 1912 aus eigener, vieljähriger Anschauung kennengelernt habe. Da mich der Weg seither viermal nach Afrika geführt hat, ist mir ein Vergleich zwischen heute und früher möglich.

Das Afrika der Jahre 1912—18 am portugiesischen Sambesi und im Nyassaland, war noch das Afrika Livingstones, der vor damals 50 Jahren jene Gebiete bereiste. Jahrelang war ich Missionar in Chipanga, am Unteren Sambesi, wo Mrs. Livingstone, die Frau des großen Missionarforschers, ihre letzte Ruhestätte fand. Damals war der Sambesi in sogenannte Prazos (Pachtgebiete) von immensen Ausmaßen parzelliert, die an Private oder Gesellschaften vergeben waren, wo sie als Landbarone herrschten. Diese Art Kolonisation berührte in gar nichts die Kultur der Eingeborenen. Der Sambesi blieb trotz 300jähriger Zivilisierung und Missionierung durch die Portugiesen das, was er immer gewesen, ausgenommen die Hafentorte an der Küste, wo die Zivilisation Fuß zu fassen begann. Die Missionen waren auf ihre Gebiete zurückgedrängt und hatten keine Expansionsmöglichkeit. Im englischen Nyassaland war schon ein rühriges Leben zu verspüren, doch war das Innere noch schwer erreichbar; weiße Kolonisten gab es nur wenige, so daß von einer kulturellen Bedrängung der Schwarzen durch die Weißen noch nicht die Rede sein konnte.

Der Ituri-Urwald, den ich 1929/30 erlebte, war kaum merklich verschieden von jenem, den Stanley auf seiner Expedition nach der Suche Emin Paschas unter unendlichen Strapazen durchquerte. Auch 1929 konnte man die unermeßlichen Waldgebiete nur auf Karawanenpfaden bereisen. Die kleinen Siedlungen der Neger träumten in sonnigen Rodungen abseits dieser Pfade oder gar tief drinnen im Urwald. Dort auch lagen im düsteren Waldesschatten versteckt die Lager der Bambuti-Pygmäen, von wo her immer wieder lauter Singsang und weiche Barumamusik dem Reisenden entgegenhallten und die Nähe der Eingeborenen-siedlungen verrieten.

Auch Ruanda und das Kivu-Gebiet war damals für die Zivilisation noch ein unerschlossenes Gebiet. Der Krieg der Weißen war allerdings bis dorthin vorgestoßen, doch hatte er die Bevölkerung nicht merklich aufgeschreckt. Als die deutsche Kolonialverwaltung durch die belgische ersetzt wurde, geriet der Hof Musingas und besonders er selbst in nicht geringe Verwirrung. Unvergesslich bleibt mir eine von Musinga, dem noch urwüchsig afrikanisch gebliebenen Herrscher, gewünschte Zusammenkunft unter vier Augen, bei der er mir von seiner Bedrängnis erzählte. Er wollte wissen, wie ich als Nichtbelgier die politische Zukunft beurteilte. Musinga war es gewahr geworden, daß man ihm den Strick um den Hals gelegt hatte, und befürchtete, daß man diesen bald zuziehen könnte. Im übrigen aber war das Leben am Hof wie in alter Zeit. Die Königin-Mutter residierte mit den Hofdamen im Palast, die Vasallenhäuptlinge kamen mit Scharen von Trägern, die in langen Kolonnen Naturalprodukte als Tribut heranschleppten.

Der erste Zugriff der Zivilisation auf jene fernen Gebiete war inzwischen (1929) insofern erfolgt, als man mit der Sisyphusarbeit des Straßenbaues durch den Urwald bis nach Ruanda hin begonnen hatte. Das dunkelste schlafende Afrika wurde mit Axthieben und Dynamit wachgerüttelt.

Damals (1930) durchquerte ich den mittleren und unteren Kongo, fuhr nach Rhodesien hinein, um zum Sambesi zu gelangen. Hier in den Steppen, wo Wege und Bahnen leichter zu legen waren, regte sich die Zivilisation bereits emsig. Ich konnte mit dem Auto sogar bis Tete in Portugiesisch-Sambesi heranfahren, allerdings auf einer provisorischen Straße, die nur während der Trockenzeit befahrbar war. Als ich dann aber am unteren Sambesi die mächtigen Bogen der Eisenbahnbrücke, die den Strom überspannten, und die Bahnen sah, die durch Gebiete führten, die mir noch vor fünfzehn Jahren als zweite Heimat so vertraut waren, da wußte ich, daß auch für den Sambesi die neue Zeit hereingebrochen war.

1934/35 bereiste ich abermals die Ost-Provinz von Belgisch-Kongo. Im Auto machten wir die Fahrt von Mahagi am Albert-See aus, wo wir, von Uganda kommend, landeten, bis in den Urwald; von dort gelangte man spielend auf gleiche Weise nach Stanleyville am Kongostrom oder in südlicher Richtung nach Ruanda. Die Straße war also inzwischen dem Verkehr übergeben worden; sie führte durch waldiges Bergland, in Höhen bis 2400 Meter. Längs der Straßen regte sich neues Leben: die Eingeborenen hatte man genötigt, ihre Waldsiedlungen aufzugeben und sich in Dorfschaften längs der Straße niederzulassen. Viele Neger, besonders die Großhäuptlinge, hatte der Zivilisationsrausch erfaßt; ihre Residenzen waren geräumige, möblierte Ziegelhäuser, nun wollten sie auch noch in eigenen Wagen fahren. Der eine oder andere von ihnen hatte auf Kosten seiner Untertanen eine Zufahrtstraße zur Hauptstraße schlagen lassen, sich ein Auto angeschafft, europäische Kleidung angelegt und war ausgefahren, bis die erste Panne das Gefährt unbrauchbar gemacht hatte.

Die abseits der Straße siedelnden Eingeborenen jedoch lebten immer noch das urwüchsige Leben ihrer Urväter, sie blieben unberührt. Ihre Gebiete konnte man z.T. nur auf eigene Gefahr auf Karawanenwegen erreichen; dort fühlten sich die Häuptlinge noch souverän und konnten dem Weißen noch dreist entgegentreten. wie ich und mein Freund Dr. Jadin es bei Imodu im Dese-Wald erlebten, als das betrunkene Dorfoberhaupt mit zwanzig Schützen aufzog, um mich mit Pfeilen zu töten. Meine damalige Rettung verdanke ich nur meinen kleinen Bambutifreunden, die mit Pfeil und Bogen sich schützend vor mich stellten.

Damals kam es mir noch nicht zum Bewußtsein, welche kulturelle und besonders soziale Änderungen in jenen Gebieten sich vorbereiteten. Ich hatte auch mit den Negern in ihren Dörfern weniger verkehrt, da wir uns meistens abseits derselben in den

Bambutilagern aufhielten. Ein Erlebnis in einem Negerdorf jedoch hatte mich stutzig gemacht und hat sich meinem Gedächtnis eingepägt: Mundeke unfreundlicher Empfang.

Ein Totenpalaber war im nachbarlichen Negerdorf angesagt. Ich ging mit meinem Boy und Dolmetsch aus dem Pygmäenlager dorthin. Anlaß des Palabers war der Tod einer Frau. Es sollte entschieden werden, ob die Sippe des Ehemannes oder jene der Verstorbenen an dem Tode schuldig war: dementsprechend mußte dann auch die Entschädigung gezahlt werden. Das Dorf lag an der Staße, die Wohnstätten waren zum Großteil mit Lehm beworfene Hütten: auch eine Neuerung, denn ehemend bauten die Balese nur Rutenhütten. Im Schatten der Hüttenveranda saßen die Ältesten, abseits führten weiß bemalte und mit Grün behangene Frauen Totentänze auf. Sie ging das Palaber nichts an, das war ureigenste Sache der Männer. Ein struppiger Alter mit einem Turban aus Wildkatzenfell sprang auf dem Platz hin und her und blies das Signalhorn, daß es weithin dröhnte. Er rief die Männer zum Palaber zusammen. Mit Ausnahme einiger Jugendlicher waren alle Männer nach alter Sitte mit ihren Bast-schurzen bekleidet. Auf einem Felsen mitten am Platz saß der Häuptling Mundeke und stierte vor sich hin. Auf dem Kopf trug er eine geflochtene Kappe mit schillernden Vogelfedern, um den Leib den bauschigen Bastschurz, an dessen Vorderseite gefleckte Wildkatzenfelle herabbaumelten. Als Überwurf trug er ein Kolobusfell. In der Hand hielt er den blitzenden Speer. Ich sah Mundeke zum ersten Male. Wir begrüßten uns. Als ich Anstalten machte ihn zu photographieren, wehrte er unfreundlich ab: „Laß das, Weißer! Ich will mit euch Weißen nichts mehr zu tun haben. Früher war ich euer Freund; ich hoffte, ihr würdet uns helfen, uns unterstützen. Jetzt habe ich euch aber durchschaut. Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben.“ Damit ließ er mich stehen. Was eigentlich vorgefallen war, daß Mundeke aus einem Freund der Weißen ihr Feind geworden war, blieb mir unbekannt. Man berichtete mir nur, daß er als Häuptling abgesetzt und an seine Stelle sein Stiefbruder gesetzt wurde. Doch dies nur nebenbei. Wesentlicher ist die Rede, die Mundeke an sein Volk hielt. Er schritt auf dem sonnigen Platz auf und ab, stieß den Speer in den Boden und donnerte über die neue Zeit: „Was ist aus uns geworden?“ — rief er. „Wo ist unsere Jugend? Die Burschen sind nach Irumu und Kisangani gezogen und niemand ist da, der unsere Rodungen bestellt. Wo sind unsere Kinder? Wir haben keine mehr. Unsere Frauen wollen keine Kinder, weil sie dadurch altern, sagen sie. Aber schaut euch nur unsere Mädchen und jungen Frauen an! Kokette Frisuren, bunte Tücher, ja das lieben und wollen sie und sie wissen nicht, wie sie ihre Hüften verrenken sollen, wenn sie einem jungen Mann begegnen. Fürwahr, wir s'erven! Was im Dorf bleibt, sind nur wir Alten. Und daran seid nur ihr Weißen schuld, die ihr unsere Jugend weg'ockt und verführt.“ Bei diesen Worten hatte er sich mir zugewandt. „Die Chauffeure betören unsere Mädchen mit bunten Perlen und Tüchern, die Burschen haben alle Achtung vor den Alten und vor Sitte und Brauch verloren. Fürwahr, wir gehen zugrunde!“

Mundeke wandte sich daraufhin dem eigentlichen Palaber zu; ich aber hatte mir Mundekes Philippika hinter den Tropenhut gesteckt. Ich wußte nun, warum er den Weißen grollte.

Ich hatte Mundekes zornsprühende Worte damals wohl meinem Tagebuch einverleibt, ihnen aber weiter keine Bedeutung beige-

messen. Ich dachte, daß ein enttäuschter Schwarzer seinem Ärger Luft machen wollte. Als ich aber nach dem Zweiten Weltkrieg (1950), also 15 Jahre später, wieder in die gleiche Gegend kam und die gewaltigen Umwälzungen ringsherum sah, kam mir Mundekes seinerzeitige Rede wieder in den Sinn und ich erinnerte mich seiner prophetischen Worte; er hatte den Umbruch vorausgesehen, ihn aber nicht mehr erlebt. Mundeke war inzwischen gestorben.

Der Zweite Weltkrieg warf den Kongo in seiner Entwicklung nicht zurück, wie dies bei anderen Ländern öfter der Fall war, sondern brachte ihm im Gegenteil eine ungewöhnliche Prosperität. Das trat im Osten der Kolonie in vielfacher Art in Erscheinung. Die einzige Urwaldstraße hatte sich zu einem Straßennetz ausgeweitet. Mit unheimlichem Eifer baute man an neuen Straßen und legte Stahlbrücken über Flüsse, wo man sich früher Fähren bediente. Im Hochland, längs der Seen waren Kolonistensiedlungen wie Pilze aus dem Boden geschossen. Man konnte über die vielen, längs der Straßen errichteten und mit modernem Komfort ausgestatteten Hotels wie über die in allen wichtigeren Negerdörfern anzutreffenden Kaufläden (Ndukas), die der Kauflust der Neger entgegenkamen, nicht genug staunen. Ortschaften, die vor fünfzehn Jahren kaum dem Namen nach bekannt waren, besaßen nun Warenhäuser, Hotels, Garagen und Magazine. Eine Sägerei löste die andere ab, ein Unternehmen das andere. Im Gebirge von Lubero boten Neger den durchreisenden Autogästen Erdbeeren in Körbchen an, und wo man früher nur mit unendlicher Mühe Konservenbutter ergattern konnte, war jetzt mit Leichtigkeit frische Butter zu bekommen.

Ich landete im Flugzeug an meinem Bestimmungsort am Urwaldrand, wohin man noch im Jahre 1929 nur nach einer zweiwöchigen Flußfahrt und einem vierwöchigen Karawanenmarsch gelangen konnte. Die Flugzeugverbindungen nach allen Seiten hin ergaben rasche und bequeme Verkehrsmöglichkeiten. Die weißen Studenten und Zöglinge, die zu Hunderten den Unterricht in gewissen Zentren des Hochlandes genießen, benutzten diese Gelegenheit, um ihre Ferien bei den Eltern in der Kolonie oder in Europa zu verbringen.

Kurzum, der Mann aus Europa bestaunt diese sozu-agen über Nacht entstandenen Reismöglichkeiten und den Komfort allenthalben und quittiert dankbar den Fortschritt, den er sich zunutzen macht. Der Mann aus Afrika aber, der nach fünfzehn Jahren Abwesenheit plötzlich in diese neue Welt hineingesetzt wird, kennt sich nicht mehr aus und das Gesicht des Völkerkundlers, der seine primitiven (im guten Sinne) Eingeborenen aufsucht, wird länger und länger, da er diese Naturmenschen nicht wiedererkennt.

In den Warenhäusern für Eingeborene drängen sich die Negerinnen und feilschen laut mit den Griechen und Indern um Tuch, Toilettenartikel und tägliche Gebrauchsgegenstände. Auch die Griechen sind ein neues Element in

jenen Gegenden; sie überschwemmen als Händler die Kolonie. Man begegnet ihnen allüberall; sie durchrasen mit ihren Lastwagen Urwald und Steppe, legen Pflanzungen an und errichten in den Dörfern mit Lehm ausgeschlagene Kaufbuden. Da sie sich in ihrem Lebensstandard jenem der Eingeborenen nähern, begegnet man ihnen mit weniger Respekt, aber gerade darum machen sie um so größere Geschäfte. Im Negermund heißen sie kurzweg die Bambuti der Weißen, weil sie nach ihrer Meinung in angeblich ähnlich untergeordneter Stellung zu ihnen stehen wie die Bambuti zu den Negern. Jedenfalls florieren ihre Geschäfte, da die Eingeborenen auf Tuch und allerlei Tand fliegen wie Fliegen auf Honig. Es mag unwahrscheinlich klingen, ist aber doch so, daß die heutigen Waldneger in dem Ausmaß bekleidet gehen als sie früher nackt waren. Vor zwanzig Jahren waren bekleidete Waldneger eine ähnliche Rarität wie es heute unbekleidete sind. Die Frauen sind in bunte Tücher gehüllt oder mit Blusen angetan, die sie ausgezeichnet kleiden. Die Männerwelt trägt Beinkleider, Blusen oder Sakkos. Selbst die morgens aufs Feld eilenden Neger tragen Kleider, ebenso wie die Negerfrau, die das Feuer zwischen den Herdsteinen anbläst, in Tuch gehüllt ist. Man mag über das Tragen von Kleidern in den Tropen eigener Meinung sein, in diesem Fall haben sich die Eingeborenen selbst dafür entschieden. Nur die Pygmäen können da noch nicht so mit; es fehlen ihnen die Mittel, sich Tücher zu beschaffen. Sie laufen darum auch heute noch wie früher mit den kurzen Bastschurzen um die Lenden durch das Grün der Wälder. Ich übertreibe aber nicht, wenn ich sage, daß ihre Augen sich weiten, so oft sie Tuch sehen, und vor Freude leuchten, wenn sie ein Stück davon erhaschen können.

Man muß den Negern in Bezug auf Kleidung einen gewissen Geschmack zubilligen. Ich erwähnte bereits die gefällige Frauentracht. Bisweilen begegnet man aber auch Ausnahmen, die belustigen. So z. B. traf ich wiederholt Neger in tadellosem Anzug mit langer Hose, braunen Schuhen und farbigen Socken, den Hut keck auf dem wolligen Haar, eine Zigarette im Mundwinkel und — den blitzenden Speer in der Rechten!

Das Nachäffen der Weißen in Haltung, Kleidung und Benehmen ist ebenso an der Tagesordnung wie das Bemühen, sich ähnliche Genüsse und ähnlichen Komfort wie diese zu beschaffen.

Auf meinen früheren Reisen führte ich zu Geschenkzwecken Blattabak mit, der bei Bambuti und Negern sehr beliebt war. Auf der letzten Reise blieb dieser Tabak nahezu unberührt. Die Zigarette war auch bei den Bambuti bereits in Mode. Ich mußte den Blattabak wieder verpacken und Zigaretten beschaffen, um die Raumlust der Eingeborenen zu befriedigen. Jeder ersparte Groschen wandert in die Nduka für Zigaretten. An dem Opferplatz legte man früher dem Speiseopfer auch ein Tabakblatt bei, heute einen Zigarettenstummel!

Wie kommt aber der Neger zu dem nötigen Kleingeld, um sich all das, was er in den Läden sieht, kaufen zu können? Bedürfnisse wecken ist nicht schwer; man braucht die Dinge, die der Mensch benötigt, nur an ihn heranbringen und vor ihm ausbreiten. Wie aber macht es die Zivilisation, um es dem Neger zu ermöglichen, die geweckten Bedürfnisse zu befriedigen? Einfach dadurch, daß man ihm Verdienstmöglichkeiten beschafft. Hier geschieht es so, dort anders. Bislang lebte der Neger in seiner Urwaldsiedlung und nährte sich von den Bananen seiner Rodung und dem Wild, das

er in Fallen fing oder von den Bambuti durch Tausch erhandelte. Er arbeitete zeitweise wochenlang mühsam, bis die Rohdung geschlagen war und die Pflanzung zu tragen begann. Dann aber hatte er Muße; er saß tagsüber im Schatten der Klubhütte, rauchte seine Pfeife und pflegte mit seinem Nachbarn angenehme Unterhaltung. Zwischendurch ging er in den Wald nach den Fallen zu sehen oder er bastelte. Am Abend erdröhnten die Trommeln und alle Welt ergab sich dem fröhlichen Tanz oder abwechselnd auch dem Gelage von Bananenbier, bis dann in tiefer Nacht alle ermüdet auf ihre Rutenbänke fielen und einschliefen.

Wie ganz anders ist das heute! Um sechs Uhr früh ertönt die schrille Pfeife des Dorfhäuptlings oder des Admoniteurs. Die Jungmänner und Burschen, sofern sie sich im Dorf noch befinden, stellen sich in Reih und Glied zum Appell auf. Die Ordre des Großhäuptlings, die auf den weißen Administrateur zurückgeht, verlangt, daß jedes Dorf, jeder Erwachsene eine Pflanzung von Baumwolle, Erdnüssen oder was immer zu betreuen habe. Also, hinaus aufs Feld, ruft der Dorfhäuptling, die Arbeit drängt, denn unversehens kann die Kontrolle kommen! Und der Häuptling ist für seine Leute verantwortlich. Diese Methode benennt man mit einem Schlagwort: *Erziehung zur Arbeit*, und die Weißen sind sich in der Mehrzahl darüber einig, daß der Neger zur Arbeit erzogen, d. h. angehalten werden müsse. Fragen wir nicht nach der Motivierung. Der Ertrag des Feldes kommt allerdings den Bauern zugute, denn die Produkte werden zu einem von der Behörde festgesetzten Preis übernommen. So kommt der Neger zu Geld, oft zu sehr viel Geld, das er eben nur in Luxusartikeln anlegen kann. So vermag er seine Bedürfnisse zu decken. Das ist eine Art, Verdienstmöglichkeiten zu schaffen.

Leider vermögen die Eingeborenen dieser Erziehungsmethode keinen Geschmack abzugewinnen. Sie fühlen den Zwang und leider Gottes auch oft den „fimbo“, die Nilpferdpeitsche. Beides schmeckt ihnen nicht. Letzteres ist übrigens gesetzlich abgeschafft, wird aber von den Häuptlingen trotzdem ausgiebig verwendet. Der Kontrast zwischen dem früheren gemächlichen Leben und dem jetzigen ist ein zu krasser und jäher. Man fühlt sich überall unter Druck und Kontrolle. Hat jemand eine notwendige Angelegenheit mit einem Verwandten zu regeln und er begibt sich auf den Weg über Land, wählt aber nicht den heimlichen Waldpfad, sondern die Straße, dann kann ihn das Schicksal in der Person des Polizisten des Großhäuptlings erreichen, der ihn einfach festnimmt, weil er

am Arbeitstag in seinem Feld zu arbeiten und nicht spazieren zu gehen hat. Er wird zu vierzehn Tagen Zwangsarbeit im Häuptlingsdorf verurteilt.

Der Häuptling kontrolliert seine Leute und ist für ihre Arbeitsleistung verantwortlich, der Großhäuptling kontrolliert seine Dorfhäuptlinge und die Admoniteure des Weißen wieder die Großhäuptlinge.

Erziehung zur Arbeit! Gut, aber sie behagt den Negern nicht. Die Burschen verlassen die Dörfer und suchen besser bezahlte Arbeit in den Industriezentren und Städten, wo man auch tausenderlei Gelegenheit hat, sich auszuleben. Dort fehlt jede Kontrolle seitens der Sippen. Und die Folgen dieser Landflucht? Längs der Straße Kisangani-Irumu kann man eine Reihe entvölkerter Dörfer sehen. Den zurückgebliebenen Alten schwindet alle Lebenslust. Ehedem erdröhnten die Dörfer und Wälder von fröhlichem Singsang und Tanzmusik. Bei meinem jetzigen Aufenthalt jedoch erschrak ich über die Totenstille, die sich allabendlich über die Dörfer senkte.

In der Wohnbaukultur und vor allem in der Siedlungsart war, wie schon erwähnt, ebenfalls eine Wandlung zu beobachten. Die Bevölkerung wird angehalten, die kleinen Waldsiedlungen zugunsten großer Dorfschaften, die längs der Straße errichtet werden müssen, aufzugeben. Die Eingeborenen anerkennen das nicht als Wohltat. Das Wohnen in kleinen Sippenverbänden abseits des Getriebes garantiert dem urwüchsigen Neger Frieden und dem abergläubischen Ruhe vor Hexen. Für die Verwaltung liegt in diesem Umbau unstreitig ein Vorteil und es dürfte mit der Zeit auch der Neger den Kulturtrieb, der sich daraus ergibt, verspüren. Vorerst empfindet er das alles als Zwang und das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß viele solche Siedlungen von weit her in ganz fremde Gegenden längs neugebauter Straßen verpflanzt wurden, wodurch auch der Freizügigkeit der Bewohner ein Riegel vorgeschoben ist. Allmählich setzt sich am Ituri ein langgestreckter Giebeldachtypus, mit Lehm verputzt, durch, der die für die einzelnen Stämme charakteristischen Baustile verdrängt. Unstreitig macht die Neuerung die Hütten wetterbeständiger und wohnlicher. Interessant ist die Herausbildung eines neuen Dorftypus, der durch die Anlage von Verwaltungsgebäuden aus Ziegelsteinen bestimmt wird. Um das weitläufige Wohnhaus des Großhäuptlings gruppieren sich das Gerichtsgebäude, wo die Palaber abgehalten werden, dann das Polizeihaus, das Gefängnis, das Rasthaus und hin und wieder auch ein Ambulanzgebäude (Dispensary). Das Rasthaus dient den durchreisenden weißen Beamten und auch anderen Weißen als Quartier. Schule bzw. Bethaus sind demgegenüber armselige Lehmbauten, die gewöhnlich irgendwo abseits stehen. Sie werden von der Mission auf ihre Kosten errichtet, die auch den Betrieb aufrechterhält. Es macht den Eindruck, daß diese Bauten mit dem Dorfzentrum wenig zu tun haben. Es ist bedauerlich, daß das Gefangenhaus ausersuchen zu sein scheint, der modernen Negersiedlung das Gepräge zu geben und nicht das Gotteshaus oder die Schule. Mit dem Gefangenhaus machen leider viel zu viel Eingeborene, Männer wie Frauen Bekannt-

schaft und zwar in der Regel wegen Übertretung irgend welcher Disziplinar-Vorschriften, weniger wegen Vergehen. Verbrecher sind in den Gefängnissen der Verwaltungszentren untergebracht.

Wie sehr die Zivilisation selbst das Mark der eingeborenen Kulturen zersetzt, ist vielleicht am Beispiel der Initiation am besten zu ermesen! Es gibt doch kaum etwas Heiligeres im Bereich des sozialen Lebens der Naturvölker als die geheime Stammesinitiation mit oder ohne Beschneidung, in deren Organisation selbst die Frauen keinen Einblick haben. Nun ist es erstaunlich, wie die heutige Negerjugend, die in den Schulen der Weißen gebildet wird, wegwerfend über diese Stammesweihen spricht und unverhohlen darüber ihrer Freude Ausdruck gibt, daß sie die Kasteiungen und Abtötungen dieser Schule nicht mehr mitzumachen brauche. Sie haben keine Ahnung von der sittlich sozialen Erziehung, die die Alten dieser Schule gerade beimessen, die in ihr das Hauptinstitut zur Erziehung für eine gediegene Stammesorganisation sehen, da in ihr besonderes Gewicht auf die Hochachtung der Autorität gelegt wird. Das feierlich mystische Kleid ist der Initiation grausam abgerissen worden; was geblieben ist, ist der physiologisch medizinische Eingriff der Beschneidung, auf welchen die Frauen bestehen. Dieser Eingriff erfolgt heute in äußerst profaner Weise durch irgend einen hergelaufenen *Infirmier* (Heildiener), der sich dafür bezahlen läßt.

Es wäre ungerecht, wollte man die geschilderten zivilisatorischen Bestrebungen als vorbedachte Schikanen gegenüber der Bevölkerung betrachten; im Gegenteil, sie zielen auf Hebung ihres Lebensstandardes hin. Beanstandet wird nur das zu rasche Tempo, mit dem sie ins Werk gesetzt werden. Was für andere, besser vorbereitete Stämme der Steppe etwa, die schon in Dorfschaften zusammenwohnen, sehr wohl am Platze sein mag, scheint am Ituri verfrüht, zu radikal und viel zu rasch vorgetrieben. Die Folgen davon sind Unmut und Mißmut, die die Gemüter der Bevölkerung, besonders der maßgebenden Alten, erfaßt. Selbst Beamte glauben einen passiven Widerstand der Bevölkerung zu verspüren, und meiner Erfahrung nach sind Menschen vom Typus Mundekes in allen Dorfschaften anzutreffen. Ist nicht auch der augenscheinliche Rückgang der Waldbevölkerung auf diesen Umstand zurückzuführen? Aus dem Munde alter und in ihrem Stamm geachteter Männer hörte ich bittere Klagen über die jetzigen Zustände. Und das waren keine Querulanten, sondern einsichtige Männer, geneigt, die Wohltaten anzuerkennen, die ihnen die Weißen durch Abschaffung der immerwährenden Dorffehden und

Herstellung der Sicherheit gebracht hatten. Aber immer wieder wurde die Klage laut: „Weißer, wir sterben dahin!“ Auch die Verwaltung sieht dieses Gespenst und scheint ihm begegnen zu wollen, wie ich aus den Worten eines jungen Beamten heraushörte, demzufolge man daran denkt, die volkreichen und rührigen Banande aus der Steppe bzw. dem Gebirge im Ituriwald anzusiedeln. Das ist aber keine Lösung des Problems, ganz abgesehen davon, daß sich ein Bergvolk im Urwald kaum zurechtfinden dürfte. Die dringendste Aufgabe ist doch die Rettung der Negerwaldstämme.

Zur Hebung des Schulwesens geschah durch die Mission immer viel, und neuestens widmet ihm auch der Staat sein besonderes Augenmerk. Die gigantisch rasche wirtschaftliche Entwicklung des Landes erfordert eine Unmenge geschulter Kräfte. Schon jetzt sind in der Administration wie auch in den Betrieben und im Handel eine Unzahl Eingeborener eingesetzt, die in der Hauptsache aus den Missionsschulen hervorgegangen sind. Man braucht aber immer mehr spezialisierte Kräfte in der Heilkunde, in landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben, im Handel, in der Verwaltung, im Lehrfach. Im modernen Kongo trägt man diesen Erfordernissen besonders Rechnung, bis hinauf zu den Häuptlingsschulen, in denen Söhne der Häuptlinge, die einmal ihre Väter in der Verwaltung ablösen sollen, geschult und erzogen werden. Ich kann zwar nicht für die Richtigkeit des Ausspruches eines Missionars eintreten, der eine solche Häuptlingsschule leitete, daß Häuptlinge diese ihre gebildeten Söhne als ihre größten Gegner betrachteten, halte dies aber für durchaus glaubwürdig. Die Alten halten noch an angestammter Sitte, an Autorität und Pietät im hergebrachten Sinn fest, die Jungen jedoch führen moderne Verwaltungsmethoden ohne jede Verbindung mit dem angestammten Volkstum ein.

Die Eingeborenenintelligenz, die sogenannten *Evolués*, rekrutiert sich aus Absolventen der Mittel- oder Höheren Schulen. Diese Menschenschicht steht insofern außerhalb des Volkes als sie unter fremden Stämmen Dienste tut und weil sie zufolge ihres Einkommens einen höheren Lebensstandard genießt. Die *Evolués* stehen aber ihrer europäischen Bildung entsprechend noch lange nicht in den Reihen der Weißen. Der Schwarze bleibt in seinem Denken und Fühlen dem Weißen auch dann noch fremd, weil er in seiner Gesinnungs- bzw. Denkungsart von ihm grundverschieden ist. Die seelisch-geistige Kluft, die zwischen Negertum und Weißem besteht, wird durch Übertragung europäischer Bildung auf den

Schwarzen nicht überbrückt. Weiß und Schwarz bleiben sich in persönlichen wie völkischen Belangen fremd. Ich konnte das besonders in den Missionen beobachten, wo weiße und schwarze Priester im gleichen Wirkungskreis in der Arbeit wetteiferten und beiderseits vom besten Willen beseelt waren, einander näherzukommen und trotzdem persönlich keinen engeren Kontakt fanden.

Solange diese Evolués guten Willens bleiben, werden sie der Kolonie von großem Vorteil sein, fallen sie aber böswilligen Agitatoren in die Hände, dann werden sie die Totengräber der Kolonie, jeder Kolonie. Man gibt ihnen durch die moderne Ausbildung das Rüstzeug in die Hand, mit dem sie einmal die Leitung ihrer Rassen- und Volksgenossen in ihrem Geist, in ihrer Denkungsart übernehmen werden. Das ist nun einmal der Lauf der Entwicklung. Ich gebe damit kein Geheimnis preis, man ist darüber in Kolonialkreisen sehr gut im Bilde. Es läßt sich nicht mehr ändern, das Rad läßt sich nicht mehr zurückdrehen. Unverständlich ist nur, daß man es auf höchste Touren gesetzt hat. Ob den Evolués die nötige moralische Erziehung zuteil geworden ist — sie stammen durchweg aus Missionsschulen —, um der Kolonie auf lange Zeit positive Dienste zu leisten und der destruktiven Agitation Widerstand entgegensetzen, wird die nächste Zukunft lehren.

Bei Erörterung des durch die Zivilisation verursachten Umbruchs in Afrika darf die Mission nicht übergangen werden. Sie ist zwar nicht in dem Maße verantwortlich für den Zusammenbruch der angestammten Kultur wie die wirtschaftliche Entwicklung, aber sie ist maßgeblich am Aufbau einer neuen Weltanschauung beteiligt, die sie christlich zu durchsetzen bemüht ist. Ihre Erfolge im Wandel der Mentalität der Neger sind zutage liegend. Es mutet geradezu wie ein Wunder an, mit welch elementarer Selbstverständlichkeit sich die Neger heute dem Christentum zuwenden. Dazu konnte es nur kommen, weil ein totaler Zusammenbruch der Eingeborenen-Weltanschauung bereits erfolgt war. Dieser Zusammenbruch ist aber nicht die Frucht der Missionstätigkeit, da diese Flucht ins Christentum auch in Gegenden zu beobachten ist, wo vor wenigen Jahren Missionspropaganda so gut wie unbekannt war. Vielmehr ist dies zunächst die Folge des Zusammenbruchs der Eingeborenen-Wirtschaft, der ein allgemeiner Kulturzusammenbruch folgte.

Diese Begeisterung fürs Christentum hat auch die Ituri-Waldstämme — mit Ausnahme der Bambuti — erfaßt. Ich glaube, daß es sich dabei nicht so sehr um ein christlich-religiöses Ergriffensein handelt als um das Bestreben, ein höheres Kulturniveau für sich geltend zu machen. Eine Parallelbewegung ist schon seit

langem in den vom Islam durchsetzten Gebieten im Gang. Die Mohammedaner haben es immer verstanden, den zum Islam Bekehrten auch das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu kultivierten Menschen einzuimpfen. Am Ituri distanzierte sich der Mohammedaner vom gewöhnlichen *Muschenssi* (Wilder) durch seine Aufnahme in den Verband der *Wangwana* (Kultivierte). Wo der Islam keine namhafte Rolle spielt, dort übernimmt diese das Christentum. Der Christ ist der Zivilisierte, der Heide der *Muschenssi*. Dieser Drang, aus dem Stadium der Primitivität und der Wildheit herauszukommen, scheint mir am ehesten den Zug der Massen zum Christentum zu erklären.

Es wäre aber falsch, wollte man dieses Neuchristentum deshalb als Scheinchristentum werten; die Tatsachen sprechen eine andere Sprache. Die aus dem genannten Motiv erfolgte Völkerbewegung, die so erfreulich für das Christentum ist, aufzufangen, ist Sache der Missionen. Es ist ihre Aufgabe, die ihnen zuströmende Massen in erforderlichem Maß christlich zu erziehen. Man kann sich aber aus dem hier Gesagten ein Bild von dem Einfluß machen, den die Mission allenthalber auf die Eingeborenen heute auszuüben imstande sind.

Es ist hier nicht der Platz, weder die Missionsarbeit noch die Missionsmethoden zu schildern, es soll nur gewisser *Missionsmittel*, die auf eine Änderung der Eingeborenen-Mentalität besonderen Einfluß haben, Erwähnung getan werden. Vor allem seien die Dorf- und Volksschulen genannt, in denen die Mission indirekt durch eingeborene Katechisten bzw. Lehrer die Kinder unterrichtet und die Erwachsenen jahrelang für das Christentum schult. Es gibt heute kaum mehr ein bedeutendes Dorf ohne Missionsschule. Nach mehrjähriger Schulung werden dann die Taufbewerber in der Mission durch den Missionar selbst und durch entsprechende Lehrkräfte tiefer in das Wesen des Christseins eingeführt und zugleich auch der Mission enger verbunden. Die Neugetauften, vielfach christliche Ehepaare, bilden in den Dörfern den Sauerteig für weitere Bekehrungen.

In den Missionszentren werden Knaben und Mädchen an Mittelschulen herangebildet. Die in Internaten untergebrachten Zöglinge erlangen eine tiefere geistige und sittliche Durchbildung, die sie für gehobene Berufe geeignet macht. Vielfach werden von Missionen (Schulbrüdern u. a.) auch höhere Schulen unterhalten, die Eingeborene für verschiedene Berufe vorbereiten, aus denen dann die früher erwähnten *Evolués* hervorgehen.

Zu den *Evolués* im geistlichen Stand ist der eingeborene Klerus zu zählen, dessen Heranbildung in kleinen und großen Seminarien größte Sorgfalt zuteil wird. Die diesbezüglichen Erfolge sind außerordentliche, wie auch der Einfluß der Eingeborenen-Priester ein großer ist.

Ich möchte noch auf einen Faktor besonders hinweisen, der für die Wandlung der Eingeborenen-Mentalität von ausschlaggeben-

der Bedeutung ist. So unscheinbar er zu sein scheint, so wichtig ist er. Ich meine die Eingeborenen-Schwesternverbände. Es ist erstaunlich, daß eine Institution von zölibatären Frauenkongregationen in Afrika überhaupt möglich wurde. Man muß sich die Stellung der Frau in der Negergesellschaft vergegenwärtigen, um den Schock zu begreifen, den althergebrachte Sitten und Bräuche erfuhren, als Mädchen den Heiratszwang durchbrachen, um sich dem ehelosen Stand zu verschreiben. Die Frau ist in der Neger Sippe ein Wertfaktor ohnegleichen; sie bedeutet einen Schatz für den Vater, der seine Tochter durch Verkauf an eine andere Sippe verheiratet. Ebenso wertvoll für die Sippe ist die Frau als Gebälerin wie nicht minder als Bebauerin des Feldes und sie ist es auch, die hauptsächlich für die Ernährung der Familie aufkommt. Kurzum, die Frau ist das Kostbarste in der Sippe. Der Zölibat wie auch die Kinderlosigkeit der Frau ist aber der Eingeborenen-Mentalität unfassbar. Und nun erfolgt mit einem Male eine Umwertung dieser Werte durch das Wertobjekt selbst! Die Frau verzichtet bewußt auf die Mutterschaft, indem sie das zölibatäre Leben wählt. Damit zerreißt sie die Kette, mit der sie die Sitte an den Mann fesselt. Der Einfluß, den diese Eingeborenen-Schwestern auf das Selbstbewußtsein und die Stellung der Frauenwelt ausüben, einmal durch die erfolgte Emanzipation, dann auch durch die Ausübung eines gehobenen Berufes zum Wohl der Gemeinschaft, liegt auf der Hand. Die Konstituierung weiblicher religiöser Gemeinschaften ehelosen Standes hat die alteingesessene tyrannische Sitte der Versklavung der Frau durchbrochen, ja ihr sogar den Todesstoß versetzt.

Die Missionen haben Mühe, mit dem rasenden Tempo des Zivilisationsprozesses Schritt zu halten und dem Andrang der Massen zum Christentum zu entsprechen. Die Anforderungen an ihre Kräfte wie auch an materielle Mittel werden immer größer. Zur Gründung und Erhaltung der höheren Bildungsinstitute, der vielen Dorfschulen kommen Spitäler hinzu usw. All diese Gründungen überstürzen sich mit unglaublicher Hast.

Ein Wort sei noch angefügt über die Stellung der Bambuti-Pygmäen innerhalb des ablaufenden Zivilisationsprozesses. Man kann sie noch als Zaungäste dieses dramatischen Vorganges bezeichnen. Weder Behörde noch Mission haben bislang den Weg zu ihnen gefunden und sie selbst hielten sich vorläufig noch abseits der Verkehrsstraßen, sind ihnen aber doch durch Umsiedlung der Neger längs derselben insofern nähergekommen, als sie sich an deren Dörfer halten müssen, um ihre Ernährung, wenn auch nicht zu sichern, so doch zu erleichtern. Der beste Schutz der Pygmäen vor der Zivilisation ist ihr Nomadismus. Wird einmal ihre angestammte Wildbeutewirtschaft angeschlagen — und dieser

Zeitpunkt rückt immer näher --, dann werden auch sie eine Beute der Zivilisation werden, nicht unmittelbar durch die Weißen, sondern durch Vermittlung der Schwarzen.

Zum Abschluß seien noch die Anstrengungen des Staates und privater Forschungs- und Wohlfahrtsinstitute für das Wohl der Eingeborenen erwähnt. Dafür stehen vor allem der sogenannte „Fond de bien être des indigènes“ und das „Institut pour la recherche scientifique de l'Afrique centrale“ (IRSAC) zur Verfügung, Organisationen, die mit viel Kapital ausgerüstet, einen unwahrscheinlichen Unternehmungsgeist entwickeln.

In Afrika zeichnen sich die Konturen einer neuen Zeit ab, vorläufig noch undeutlich und schemenhaft. Die Zivilisationsdämmerung, die schon seit geraumer Zeit über Süd-West- und Ost-Afrika aufgegangen ist, wird nun auch über dem dunkelsten Zentral-Afrika immer heller. Wird dieser Dämmerung ein freundlich leuchtender Sonnentag folgen oder wird es ein Glutbrand werden, der alles versengt oder verbrennt?

Der Neger greift mit Gier nach den Zivilisationsgütern, wie es jeder andere Mensch auch tut, in dem das Bedürfnis nach diesen Gütern geweckt wurde. Wie wird aber der Eingeborene mit der sich ihm gleißnerisch darbietenden fremden Welt fertig werden? Wie wird er darauf reagieren?

Vergessen wir nicht, daß die Zivilisation an sich gottfremd und sittlich indifferent ist. Sie ist tatsächlich aber heute nicht neutral. Den Eingeborenen fehlt heute noch die sittliche Reife, um diese seelische Belastung durch die Zivilisation ohne Schaden zu ertragen. Die sittliche Festigkeit, die man ehemals aus der Naturreligion und der Sippenorganisation bezog, ist ein für allemal hin. Eine neue sittliche Weltordnung kann ihnen aber über Nacht nicht vermittelt werden, mögen die Missionen noch so große Anstrengungen machen. Man versteht, daß gerade die Missionen den überstürzten Entwicklungsprozeß am meisten ablehnen; sie schauen tiefer und weiter.

Die Zivilisationsgüter dürfen den Eingeborenen nicht wie ein massiger Panzer angelegt werden; das gilt auch vom christlichen Religionsgut, daß sie darin wie Klein David in der Rüstung Sauls stecken und sich nicht bewegen können! Es darf in ihnen nicht die Empfindung wach werden, daß alles, was sie hatten, schlecht war, ihre Psyche darf nicht vergewaltigt werden. Vielmehr müßte eine Art Vermählung zwischen der Eingeborenen-Psyche und dem Geiste des Abendlandes angestrebt werden. Dazu aber benötigt

man mehr Zeit und Geduld, als die Zivilisation und auch die Missionsstatistiker zu haben scheinen.

Alles in allem gewinnt man den bestimmten Eindruck, daß sich die Zivilisation bis in die entlegendsten Urwald- und Gebirgsregionen hineinfrißt und daß auch zu ihrer Förderung seitens der Regierung außerordentlich viel geschieht. Das wird allgemein anerkannt und auch von den Weißen, die nur einseitig den Zivilisationsfortschritt im Auge haben, beifällig begrüßt. Die Frage sei aber erlaubt, warum dieser Prozeß in neuester Zeit so ungewöhnlich stark angekurbelt wurde? Befürchtet man vielleicht, daß die Kolonie diesbezüglich gegen andere zurückstehen und man den Belgiern deswegen Vorwürfe machen könnte? Hatte man vor dem Krieg etwa zu wenig dafür getan? Ich habe nicht den Eindruck, daß dies der Fall war; das gemächlichere Tempo, das man früher eingeschlagen hatte, scheint für die Eingeborenen gesünder gewesen zu sein. Schließlich soll jede Kolonisation in erster Linie den Kolonisierten von Vorteil sein und erst in zweiter Linie dem Mutterland.

Eine Akkulturation — und hier geht es um eine solche zwischen Abendland und Neger-Afrika — kann nur gelingen, wenn dem Assimilationsprozeß Zeit gelassen wird. Ich glaube, daß man diesem Umstand früher mehr Rechnung getragen hat als heute und daß die Eingeborenen, besonders jene des Urwaldes, zufriedener waren. Heute sind manche von ihnen vom Aussterben bedroht.

Zweifellos ist an Vielem die durch den letzten Krieg verursachte Entwicklung schuld, — aber der Krieg doch nicht allein . . .

Eine neue Welt ist in Afrika im Werden. Wie sie ausschauen wird ist, von den Kräften abhängig, die sie in den nächsten Jahren formen werden. Die Missionen stehen hierin im Vordergrund! Sind sie aber gewachsen, dem Ungeist der Zivilisation, wie er sich im breiten Strom unter den Eingeborenen ausbreitet, erfolgreich zu begegnen? Die Entwicklung geht in Afrika so rasch vor sich, daß in den kommenden zehn bis zwanzig Jahren das rätselhafte Antlitz der afrikanischen Sphinx entschleiert sein wird. Möge dieses Antlitz menschlich-freundliche Züge tragen und nicht zur Fratze werden!

Ökumenisches Institut
der Universität Tübingen